

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 3

Artikel: Die lächerliche Angst vor der Lächerlichkeit : zur wieder aufkommenden Sucht, uns dem Ausland anzupassen
Autor: Roth, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die lächerliche Angst vor der Lächerlichkeit

«Tag Suuse! Tag Maargrit! Tag Aarnold! Tag Kinder! Saagt maal, was saagt ma jetzt bai aich über Daitschland?» So fiel jeweilen in den dreissiger Jahren ein angeheirateter sächsischer Großonkel bei uns mit der Tür ins Haus, wenn er die Verwandten in der Schweiz besuchte.

Onkel SGW

Natürlich hatte ein Deutscher damals allen Anlaß zu solchen Fragen. Aber mit dem Instinkt des 15-jährigen erkannte ich dahinter die Unfähigkeit, seine Fragen auch selber zu beantworten.

Dabei war dieser Onkel nicht nur ein äußerst lebenswürdiger Mensch, sondern hatte zuerst als Lokomotivführer, dann als einsamer Missionar unter Tausenden von Afrikanern gefährvolle Verantwortung getragen. Er schloß jede Ansichtskarte mit den Buchstaben SGW (so Gott will) und hätte doch einen gewissen Maßstab für Segen und Unsegen auch in der Politik besitzen müssen. Statt dessen hatte ihn das, was das Ausland sagte, dazu gebracht, zuerst eine «vollkommene Demokratie» für sein Land zu wünschen, dann, als diese nicht funktionierte, vom Aufkommen Hitlers Besserung zu erhoffen!

Es war komisch, lächerlich – aber auch tragisch. Denn in dieser kaum glaublichen Unsicherheit zeigte sich ein wesentlicher Grund der Unfähigkeit der Deutschen, eine vernünftige staatliche Ordnung aufzubauen: ein Grund, der weit hinter Hitler, sogar hinter Bismarck und Friedrich den Großen zurückreicht.

Selbstverständliches nationales Bewusstsein

Gut, die Bürger der USA fragen einen bekanntlich auch auf Schritt und Tritt: «How do you like America?» Aber das ist die Unsicherheit des erfolgreichen jungen Mannes, der gerne gelobt wird und doch entschlossen ist, seine Probleme nach dem eigenen, auch für die übrige Welt vorteilhaften moralischen Standard zu meistern.

Und Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Skandinavier, Holländer – wem von ihnen kommt es in den Sinn, mehr als kuriositätshalber Angehörige anderer Nationen zu fragen, was sie jetzt von ihnen hielten? Manchmal sind auch sie recht

unglücklich über sich selber, wollen manches reformieren, vielleicht sogar revolutionieren. Dazu kann die Erkenntnis beitragen, daß sie mit ihren Leistungen gegenüber dem Ausland ins Hintertreffen geraten sind. Sie sind vielleicht sogar bereit, einiges von dort zu lernen, aber die Lösung suchen sie selber. Dafür mag sie Gott zur Rechenschaft ziehen – was das Ausland dazu sagt, ficht sie nicht an: es soll sie nehmen, wie sie eben sind.

Das ist es, woraus eine vernünftige nationale Politik möglich wird: die Selbstverständlichkeit, mit der man zur nationalen Eigenart und zur eigenen Geschichte steht. Diese Haltung erleichtert auch eine fruchtbare internationale Zusammenarbeit. Um mit der Umwelt im Reinen zu sein, muß man es mit sich selber sein.

Die Weltmeinung als Massstab?

Auch wir Schweizer haben uns bisher im allgemeinen so verhalten. Aber natürlich gerät das Selbstbewußtsein bei jeder Nation von Zeit zu Zeit in eine Krise. Dagegen sind wir einerseits besonders gut gewappnet, weil wir unsere Geschichte – ähnlich wie die Bürger der USA – als Verwirklichung einer anderen, menschenwürdigeren Vorstellung vom staatlichen Zusammenleben begreifen und in der Tat eine außerordentliche politische Begabung entwickelt haben. Unser Selbstbewußtsein ist aber auch besonders anfällig, weil uns unser «way of life» zugleich stärker und weniger offensichtlich von unseren Nachbarn scheidet, als die Sprachen diese voneinander trennen.

Daher müssen wir ganz besonders unsere gemeinsame politische Besonderheit erhalten, wenn wir Schweizer bleiben und nicht in den Meeren der angrenzenden Völker untergehen wollen. Das bedeutet eine Beschränkung. Es bleibt wenig Raum für großzügiges Experimentieren. In Zeiten, wo um uns herum der Wind der Veränderung weht, drängt, wer jung und beweglich ist, ungeduldig darauf, daß auch wir unser Haus umbauen. Und unseren eigenen Weg zu suchen, erscheint ihm als Zeitverlust.

Das krassste Beispiel lieferte kürzlich in der «Zürcher Woche» Georg Berner, der eigentlich Albert Huber und – seit seinem Übertritt zum Islam – Ahmed Abdallah Ramadan el-Swisseri heißt. Die Vorhalte, die im Budapester Außenministerium wegen der Kundgebungen der Ungarn in der Schweiz

Von Daniel Roth

zum zehnten Jahrestag ihres Aufstandes unserem Botschafter gemacht wurden, bezeichnet er als verdienten «Rüffel». Daraus, daß der Genfer Professor Paul Guggenheim von der Uno-Versammlung nicht in den Internationalen Gerichtshof im Haag gewählt wurde, macht er eine «Blamage» des Nicht-Uno-Mitglieds Schweiz.

Daß es neben dem hervorragend qualifizierten Schweizer in der Welt vielleicht mehr als zwei geeignete Juristen für die drei freien Posten gibt, ist Berner rührenderweise nicht aufgebrochen. Dafür folgert er, «daß man in der Welt draußen nicht mehr gewillt ist, sich von der Schweiz gewisse Dinge bieten zu lassen, daß man den ‚Sonderfall Schweiz‘ nicht mehr ernst nimmt (von der sogenannten Neutralität nicht zu reden) ... und daß unser Land auf dem internationalen Parkett noch weitere Blamagen zu gewärtigen haben wird.»

Genau so argumentierten jene, die unsere freie Meinungsäußerung zugunsten der Nazi unterdrücken wollten. Die Lage ist freilich nicht so gefährlich wie damals, und ein Ahmed Berner macht noch keine Eingabe der «Zweihundert». Aber daß sich einige Zehntausend Schweizer solchen nationalen Masochismus gefallen lassen, ist symptomatisch. Ahmed Huber vertritt in Reinkultur jenen modernen angeblichen Nonkonformismus, der als ein zum Unsinn gesteigerter internationaler Konformismus phantasieloser und engstirniger ist als alles, was er kritisiert.

Das geht weit über Onkel SGW hinaus. Auf dessen Spuren stößt man jedoch auch in ernster zu nehmenden Druckerzeugnissen. So wenn die «Weltwoche», auf Grund von Beiträgen aus aller Welt feststellt, wie sehr uns unsere Überheblichkeit schadet, und dann selber eine Spionage-Kolportage unter dem Titel veröffentlicht: «Der Zweite Weltkrieg wurde in der Schweiz gewonnen».

Wegen unseres wahrlich begründeten Widerstandes gegen die Eingliederung in eine zwischen Regierungskrisen und autoritären Anwandlungen hin- und herpendelnde westeuropäische Staatengemeinschaft warnen große Blätter uns davor, uns lächerlich zu machen. Und neuerdings erwägt man – sogar in Bern – einzig um unseres internationalen Ansehens willen die den Traditionen unserer Politik und unserer Milizarmee Hohn sprechende Idee, schweizerische Blauhelme in die Welt hinaus zu schicken.

Vielleicht hätten die Zürcherinnen heute das Frauenstimmrecht, wenn nicht auch dafür leider

immer wieder mit dem Argument gefochten würde, sein Fehlen vermindere die Wertschätzung des Auslandes. Wer gar auf die Gefahren für die Landsgemeinden und die Gemeindeversammlungen hinweist, wird einfach als rückständiger Hinterwäldler abgetan, statt daß man sich ausdenkt, wie man diese doch so wichtigen Institutionen mit der auch meiner Meinung nach fälligen und wünschbaren gleichberechtigten Mitwirkung der Schweizerinnen vereinbaren kann. Solange dies so wenig geschieht, scheint mir, im Gegensatz zu meinem Freund Stickelberger, das auch anderswo in diesem Heft noch erwähnte erste Tierschutzreservat der Welt ein valables Argument für einen Gegner aus Glarus.

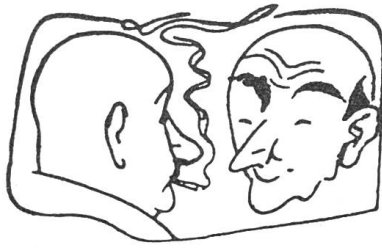
Zu sich selber stehen!

Alle diese Fragen werden uns noch viel beschäftigen. Vorläufig möchte ich nur sagen: Lösen wir sie im eigenen Geist! Stehen wir zu uns, mitsamt unseren Fehlern!

Das – und nicht das ängstliche Ausspähen nach der Meinung der Andern – ist es, was die Achtung bestimmt, die man vor den Nationen empfindet: inwieweit sie gemäß ihrem Charakter ihre Probleme entsprechend ihrem eigenen Gewissensentscheid erfolgreich lösen. Es verschafft dies auch ihrer Politik jene Konstanz, welche nicht nur für das eigene Volk, sondern auch für die Umwelt so wichtig ist. Denn es macht ihre Reaktionen bis zu einem gewissen Grad voraussehbar. Und nichts fördert den Frieden der Welt so sehr wie die Berechenbarkeit der Haltung der Völker und Staaten; nichts gefährdet ihn mehr als die Ungewißheit, wie eine Macht reagieren wird.

Es ist mit den Nationen in dieser Hinsicht wie mit den einzelnen Menschen. Jeder hat seine Untugenden. Wenn diese nicht gar zu weit gehen, machen sie seine Persönlichkeit nur glaubhafter.

Ich kenne einen Arzt, der bestenfalls ein kurzes Bonmot oder eine bissige Bemerkung von sich gibt, wenn man ihn zu einer Stellungnahme drängt. Jahrelang hat er jede Mitgliedschaft in einem Verein, jede öffentliche Verpflichtung in seiner Wohngemeinde abgelehnt. Schließlich hat man ihn nur durch Gewährung einer Sonderentschädigung dazu bringen können, in einer Kommission mitzumachen, wo es unbedingt einen Arzt braucht. Wenn ihn



Schweizerische Anekdote

Adelheid will gerade ihren roten Deux-Chevaux besteigen.

«Erlaubed Si...»

Adelheid dreht sich um und sieht sich einem der schmucken Zürcher Polizisten gegenüber. Die Dämmerung ist schon ziemlich fortgeschritten, des Hüters Uniform verschwimmt mit dem Grau des Abends.

Doch das Zürcher Wappen auf dem Helm fängt – in Widerspiegelung der vielen vorweihnachtlichen Lichter – drohend zu funkeln und zu blitzen an, wie der Mann zu sprechen anhebt: «Sie haben geparkt, viel zu lange haben Sie geparkt; ich komme nicht darum herum, Ihnen eine Busse aufzuerlegen.» Und er zückt das berühmte Büchlein.

Adelheid legt nun los mit Entschuldigungen. Versucht's mit dem Einkaufsrummel und der Disharmonie im Straßenverkehr, je mehr Autos desto mehr Parkplätze, die abgeschafft werden, möchte mit Lächeln betören und droht mit dem Ehemann.

Nichts da, unbeirrt füllt der Wackere das Zettelchen aus.

In quasi letzter Verzweiflung presst Adelheid durch schon bald tränenerstickte Kehle: «Aber heute Abend ist doch Weihnachten, das Fest der Liebe!»

«Etz händ Si mi überschnurret», meint darauf der Vertreter der Heiligen Hermandad, zieht den Zettel vom Block, zerreißt ihn und steckt die Schnitzel wohlerzogen in die Tasche.

Mit Dankeslallen setzt sich Adelheid in ihr Schaukelpferd, startet den Motor und schaltet die Lichter ein.

Das heißt, sie versucht, die Lichter einzuschalten. Weil aber Adelheids Fortbewegungsmittel ein Individualist ist, muß man immer noch einmal aussteigen und vorn eins an die Lampen hauen, auf daß sie brennen. Adelheid tut so, unter den Augen des Polizisten. Steigt wieder ein und erblickt beim Wegfahren im Rückspiegel den Ordnungshüter, grau seine Uniform im Grau des Abends. Darum herum aber viele, viele Englein... R. W. in Z.

Nachbarn oder Bekannte um einen Dienst bitten, ist er kaum je zu haben. Er empfängt sie gerne zu Besuch, bewirtet sie aber äußerst sparsam. Man hat ihm das immer wieder übel genommen. Doch die Achtung vor ihm ist nicht gesunken. Man nimmt ihn, wie er ist, als interessante Persönlichkeit, die durch ihre Eigenart die Gemeinschaft bereichert. Man täte das wahrscheinlich selbst dann, wenn er nicht ein so liebevoller Ehemann und geradezu rührend um seine Kinder besorgt wäre oder unversehens jemandem aufopfernd beistünde, der wirklich in tiefer seelischer oder leiblicher Not ist.

Man mag sich verhalten, wie man will – allen kann man es nie recht machen. Ja, die Lacher vermehren sich, je mehr man um ihretwillen seine Haltung ändert. Am Schluss entschloss sich in La Fontaines bekannter Fabel der Müller bekanntlich doch, «d'en faire à sa tête. Le fit, et fit bien.»

Das viel berufene «Image» der Schweiz

Auf einer Europa-Karte aus dem Jahr 1860, welche die Haltung der verschiedenen Völker karikiert, figuriert eine florierende Schweiz umgeben von einer hohen Stadtmauer. Darauf schaut ein Bürger mit einem Fernrohr nach Norden. Zu einem neben ihm stehenden Hirten mit Armbrust sagt er: «Wenn die doch endlich mit ihren Unterdrückungen aufhören würden!» Das ist das klassische Image der Schweiz, soweit dieses sich nicht auf Tell, Heidi und Kuhglocken beschränkt: Wir haben bei uns alles mehr oder weniger wohl geordnet, wachen eifersüchtig über Freiheit und nationaler Unabhängigkeit und beteiligen uns als Neutrale nur mit dem Wort an den Händeln dieser verkommenen Welt.

Dieses Bild ist vom Ausland – ergänzt durch das seither gegründete und bewährte Rote Kreuz – akzeptiert worden. Natürlich hat man es auch immer wieder kritisiert. Aber selbst bei den schärfsten Kritikern würde eine grundsätzliche Veränderung unserer Haltung auf lange hinaus keineswegs dieses Bild verändern, sondern bei Freund und Feind zunächst nur Verwirrung, ja den Verdacht der Heuchelei erzeugen. Das ist kein Grund, unsere Haltung nicht von Zeit zu Zeit zu überprüfen. Aber es ist ein Grund, dies nur dann zu tun, wenn wir selber das Gefühl haben, unsere bisherige Haltung entspreche uns nicht mehr.